

KULTUR

AUSGEPRESST



Von Peter Korfmacher

Es sind die Gene

Es ist das Mantra wohlmeinender Musikpädagogik: „Jeder kann singen!“ Dabei lässt die Diskrepanz, die sich auftut zwischen dieser optimistischen Einschätzung und der Realität nur zwei Schlüsse zu: Entweder stimmt sie nicht, die Einschätzung, oder der oder die Musikpädagogin oder Musikpädagoge ist umso unfähiger, je häufiger er oder sie es behauptet. Denn die Feststellung richtet sich meist ja an solche, die sich beharrlich weigern, die eigene Sangesbegabung sich und/oder dem Pädagogen zu erschließen. Junge Menschen, denen die Liebe zur Musik auf immer durch fehlgeleitete Ermunterung vergällt wurde, und Erziehende, deren Enthusiasmus der Verbitterung bis Verbiesterung weicht, sind die Folgeschäden.

Doch es gibt Hoffnung. Ein internationales Forscherteam hat unter Beteiligung des Max-Planck-Instituts für empirische Ästhetik in Frankfurt am Main zweierlei herausgefunden. Erstens: Musikalität ist angeboren – woraus rückzuschließen wäre, dass sie es auch nicht sein kann. Und zweitens: Man kann sie messen. Zu diesem Behufe entwickelten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den „PGSrhythm“, eine Polygenetische Skala für Rhythmusgefühl, die Rückschlüsse auf die Musikalität an und für sich zulässt. „Der Wert kann zuverlässig verwendet werden, um die genetischen Grundlagen individueller Unterschiede von Musikalität zu entschlüsseln“, verspricht die Mitautorin Miriam Mosing.

Und dann können sich Schülerinnen und Schüler wie Pädagogen und Pädagoginnen auf die Gene berufen und der fruchtlosen wechselseitigen Quälerei ein Ende setzen. Denn natürlich bestätigte die Forschung nur, was wir längst schon wussten: Nicht jede kann singen.